

Landtechnische Forschung

HERAUSGEBER: KURATORIUM FÜR TECHNIK IN DER LANDWIRTSCHAFT (KTL)
LANDMASCHINEN- UND ACKERSCHLEPPER-VEREINIGUNG (LAV) IM VDMA
MAX-EYTH-GESELLSCHAFT ZUR FÖRDERUNG DER LANDTECHNIK (MEG)

Heft 4 / 1967

MÜNCHEN

17. JAHRGANG

Otto Schnellbach:

Probleme der Menschenführung in Afrika

Kritische Betrachtungen eines Landmaschineningenieurs in Entwicklungsdiensten

*Landmaschinen
Forschung?*

Diese Betrachtungen sind aufgebaut auf Erkenntnissen, die in 4 $\frac{1}{2}$ jähriger Tätigkeit in Togo/Westafrika gewonnen wurden. Sie umfassen zwei Jahre technischer Beratung der Regierung und — sich überschneidend — drei Jahre die Leitung eines deutschen Entwicklungsprojektes im Rahmen der Technischen Hilfe für Entwicklungsländer.

Erfahrungen aus langjähriger Auslandstätigkeit in anderen Ländern waren zwar wertvoll, aber sie genügten keineswegs. Denn Afrika ist anders, und die in Togo übernommene Aufgabe stellte uns vor ganz neue Probleme. Nun soll aber in diesem Bericht weniger von der fachlichen Tätigkeit der technischen Beratung oder der Projektleitung gesprochen werden. So wichtig natürlich fachliche Kenntnisse sind, die es zu übermitteln gilt, so sehr muß ja dabei in Entwicklungsländern die menschliche Seite der Aufgabe beachtet werden. Der afrikanische Mensch soll ja in seine Aufgabe von uns hineingeführt werden, er muß nicht nur „angeleitet“ sondern ganz schlicht „geleitet“ werden. So wird die ursprünglich mehr technisch gemeinte Aufgabe zu einem Problem der Menschenführung. Ein solch schwerwiegendes Problem läßt sich nur lösen, wenn man Art und Wesen seines Partners gut kennenlernt, ja mehr noch, wenn man gewillt ist, sich in seine Art zu vertiefen. So wird im folgenden über die Beobachtungen berichtet, welche die Mitarbeiter des Verfassers und dieser selbst im Umgang mit Afrikanern machten, vornehmlich mit Afrikanern der Stämme an der Westküste Afrikas.

Erfahrungen in der Stadt

In der Hauptstadt, wo wir zuerst im Planungsstab des Staatspräsidenten arbeiteten, bekamen wir einen ersten Einblick in die Schwierigkeiten der Zusammenarbeit mit Afrikanern in der Verwaltung.

In diesem Stab arbeiteten drei weiße Experten, ein schweizer Verwaltungsfachmann, ein amerikanischer Volkswirt und der Verfasser als Technischer Berater, zusammen mit zwei Togoern, einem Bank- und Währungsfachmann und einem Volkswirt, die beide in Frankreich und den USA studiert hatten. Sie waren ausgezeichnete Fachleute.

Wir Experten im Planungsstab haben immer erklärt, daß wir nur auf kurze Zeit hier seien und uns nur als Berater fühlten. So haben wir nie einen Bericht an den Präsidenten unterschrieben. Das machten stets die afrikanischen Herren. Wir wollten ja nicht ihre Arbeit tun, sondern ihnen nur helfen, selbständig zu arbeiten. Auch sind wir nie allein zu Besprechungen zum Präsidenten gegangen (selbst wenn er uns allein rufen ließ) sondern immer nur mit den Afrikanern zusammen. Dieses Vorgehen hat uns die aufrichtige Freundschaft unserer afrikanischen Mitarbeiter eingetragen.

Wir müssen immer bedenken, daß die Afrikaner zwar noch unserer Hilfe bedürfen, daß aber unsere Anwesenheit für sie einen uneingestanden, aber im Unterbewußtsein gefühlten Vorwurf ihrer eigenen, noch nicht vollwertigen Leistung enthält.

Unsere Einstellung des Helfers und Beraters ist also zeitgemäß und richtig. Verspielen wir sie nicht in falschem Ehrgeiz, alles selbst machen zu wollen oder — was noch schlimmer ist — alles besser wissen zu wollen.

Erfahrungen im Dorf

Die Aufgabe des Verfassers im Planungsstab hieß: „Vorschläge ausarbeiten für die Verbesserung der Landwirtschaft und des Handwerks auf dem Lande.“

Einer dieser Pläne bekam den Namen: Drei Musterdörfer in Togo. Gründung von Bauern- und Handwerker-Genossenschaften.

Der Grundgedanke war:

- die Bauern haben noch viel brachliegendes Gemeinland. Es soll unter Kultur genommen werden, damit mehr erzeugt wird, als für die Selbstversorgung des Dorfes notwendig ist. Dies setzt das Urbarmachen von Urwald und Buschland voraus. Diese Arbeit ist jedoch so mühsam, daß sie mit Maschinenkraft bewältigt werden muß.
- für die Instandhaltung der Schlepper, der Rodungsgeräte, Pflüge und für die Fahrzeuge wird eine Werkstatt benötigt. Sie soll so groß angelegt werden, daß in ihr die Dorfhandwerker genossenschaftlich zusammenarbeiten können, um nicht nur die genannten Maschinen und Fahrzeuge zu reparieren, sondern um auch Arbeiten für fremde Rechnung ausführen zu können.

Auf hundert Kilometer von der Hauptstadt waren unsere Werkstätten die einzigen, die schweißen, hobeln, drehen und bohren konnten.

Die Sägerei und die Schreinerei verwerteten das beim Roden anfallende Holz zur Herstellung von Möbeln, Türen, Fenstern und Inneneinrichtung für Bauvorhaben der Missionen und anderer Entwicklungsprojekte, also für Großaufträge, die die Leistungsfähigkeit des einzelnen, nur mit der Hand arbeitenden Handwerkers überstiegen.

Als dann die Mitarbeiter für dieses Entwicklungsprojekt eintrafen, verlegten wir unsere Tätigkeit hauptsächlich in den Busch. Hier gab es neue Erfahrungen zu sammeln.

Bei den Reisen im Lande muß man sich an ein bestimmtes Zeremoniell halten, wenn man ein Dorf besichtigen und mit den Bewohnern sprechen will. Das geht so vor sich:

Wir kommen in irgend ein Dorf und unser afrikanischer Fahrer sagt einem Dorfbewohner, daß wir den Häuptling

sprechen wollen. Man geht nicht einfach zu ihm hin, sondern man wartet, bis man gerufen wird. Die Afrikaner haben ein ausgesprochenes Gefühl für Würde und wir müssen darauf Rücksicht nehmen, wenn wir mit ihnen ins Gespräch kommen wollen.

Nach einiger Zeit wird man dann in die Palaverhütte geführt, wo der Häuptling auf einem Feldstuhl sitzt, zu beiden Seiten seine Sprecher und im Kreis um ihn die Dorfältesten. Wir gehen von einem zum anderen und drücken jedem die Hand. Sie bleiben dabei sitzen. Wir bekommen ihnen gegenüber Stühle angewiesen und unser Sprecher erklärt, wer wir sind, woher wir kommen und was wir wissen möchten. Der Fahrer übersetzt. Der Häuptling flüstert mit einem seiner beiden Sprecher, der uns nun in seinem Namen willkommen heißt.

Dann stehen alle auf und schütteln nun ihrerseits uns die Hand. Diesmal bleiben wir sitzen. Sind wir willkommen, dann bekommen wir etwas zu trinken angeboten oder eine frische Kokosnuß oder einige Orangen. Nun erst kommt das Gespräch in Gang. Hat der Häuptling Zutrauen zu uns gewonnen, dann spricht er jetzt unmittelbar mit uns.

Das Übersetzen ins Französische macht keinerlei Schwierigkeiten, denn die Afrikaner sind Meister in der hohen Kunst der Übersetzung. Den Zeitverlust der Übertragung muß man natürlich in Kauf nehmen.

Außerdem sind die Afrikaner die geborenen Redner und sie hören sich auch gerne reden. Da muß man eine unendliche Geduld aufbringen.

Den Europäer bringen diese stundenlangen Palaver manchmal zur Verzweiflung. Aber sie haben auch ihre gute Seite: es wird nicht abgestimmt und damit eine überstimmte Opposition geschaffen, sondern es wird solange palavert, bis man zu einem Einheitsbeschluß gekommen ist.

Wir haben nur einmal versucht, dieses Palaver dadurch abzukürzen, daß wir nach demokratischen Spielregeln abstimmen ließen und den Beschluß der Mehrheit durchführten. Das hat sich aber nicht bewährt.

Die Überstimmten kamen später zu uns und beklagten sich darüber, daß diese oder jene Sache jetzt gemacht werde, wo sie doch dagegen waren. Unsern Einwand, daß wir doch abgestimmt hätten und daß von 10 Stimmen 6 dafür und 4 dagegen waren, daß also ein Mehrheitsbeschluß vorlag, verstanden sie nicht. Sie sagten immer wieder: „Aber wir waren doch dagegen!“

Das Palaver muß also sein, denn dann gibt es keine Unzufriedenheiten der Überstimmten. Außerdem muß man wissen, daß bei Völkern, bei denen ein großer Teil noch nicht lesen und schreiben kann, dem gesprochenen Wort eine viel größere Bedeutung zukommt, als etwa bei uns.

Hierzu eine Bemerkung: Wenn wir in Deutschland einer Behörde mündlich einen Plan vorlegen, dann heißt es sicherlich: „Können Sie mir das einmal schriftlich geben?“ Wir lesen und schreiben. Nicht so die Afrikaner. Wenn wir ihnen etwas schriftlich geben, etwa den Entwurf der Satzungen ihrer Genossenschaft, dann heißt es: „Können Sie uns das nicht doch noch einmal mündlich erklären?“. Sie sind Sprech- und Hörmenschen und nicht Schreib- und Lesemenschen, wie wir. Darauf muß man achten.

Afrikaner sind anders

Es genügt nicht, immer wieder festzustellen, daß die Afrikaner „anders“ sind als wir. Wir müssen uns bemühen, zu erforschen, warum sie anders sind und worin dieses Anderssein besteht.

Dabei zeigt sich, daß diese Andersartigkeit oft ihre guten Gründe hat. Sie ist nicht nur klimatisch und geschichtlich, sondern auch soziologisch bedingt und vieles ist letztlich aus der uralten Stammestradiation und religiösen Überlieferung zu begreifen. Je mehr wir in die Hintergründe eindringen, um so besser verstehen wir die Afrikaner. Je mehr wir sie ernst nehmen, desto mehr wird er sich uns aufschließen. Ohne dieses Verständnis wäre unsere Arbeit von vorneherein zum Scheitern verurteilt.

Die Feststellung des Andersseins darf uns freilich nie zu einem wertenden, meist doch abwertenden Urteil verführen. Wenn wir mit Afrikanern zusammenarbeiten, erfahren wir täglich, daß sie eine Reihe von Fähigkeiten und Kenntnissen eine Achtung und Wertschätzung dieser so ganz anders besitzen, die uns vollkommen abgehen. Daraus ergibt sich gearteten Menschen, auf der allein sich eine fruchtbare Zusammenarbeit aufbauen läßt.

Wenn wir also in Entwicklungsländern arbeiten und Nützliches vollbringen wollen, dann müssen wir unsere Vorstellung von „richtig und falsch“ beiseite lassen und mit viel Einfühlungsvermögen und liebevollem Eingehen auf die afrikanische Lebensweise versuchen, neue Maßstäbe zu gewinnen, um zu gegenseitigem Verständnis zu kommen.

Bemühen wir uns, das Anderssein der Afrikaner nicht mit Verwunderung oder Ablehnung zu betrachten, sondern als Bereicherung unseres eigenen Lebensbildes zu werten.

Vorurteile und Klischeevorstellungen

Wenn wir mit unserer Arbeit in Entwicklungsländern Erfolg haben wollen, müssen wir uns von einer Reihe von Vorurteilen frei machen, mit denen wir — ob wir's wahrhaben wollen oder nicht — behaftet sind.

Es ist zunächst eine gefährliche Globalvorstellung, daß die Afrikaner technisch weniger begabt seien als die Europäer. Das ist grundfalsch. Sie haben in Jahrtausenden Erfahrungen gesammelt und Fertigkeiten entwickelt, die notwendig waren, um bei den harten Lebensbedingungen im Busch überleben zu können. Die Afrikaner können deshalb eine Menge Dinge, die kein Europäer kann. Wenn sie indessen jetzt aber mithelfen sollen, daß ihre Länder den Anschluß an die moderne technische Welt finden, dann müssen sie eine Menge technischer Fertigkeiten neu hinzulernen (Bild 1).

Wir dürfen also bei der Ausbildung von Afrikanern nie sagen „Was ist der Kerl ungeschickt“, nur weil er keinen geraden Strich feilen und keinen Vergaser auseinandernehmen kann. Das hat er ja bisher auch noch nicht gebraucht. Er kommt aber nicht vom „Nichtskönnen“ her, sondern er muß nur seine Kenntnisse auf einem für ihn ganz neuen Gebiet erweitern.

Betrachten wir zunächst einige Besonderheiten, die uns bei der Zusammenarbeit mit Afrikanern begegnen und in denen sie uns in manchen Dingen überlegen sind und in denen ihre Vorstellungen von den unsrigen abweichen.

Handwerkliche Geschicklichkeit

Wenn wir sehen, wie den Afrikanern manche technischen Arbeiten schwer fallen, so müssen wir doch auch anerkennen, daß sie zum Beispiel im Umgang mit Buschmesser, Hacke und Beil Meister sind. Mit dem Buschmesser als einzigem Werkzeug, mit Bambus, Palmwedeln und Bast erstellen sie in kürzester Zeit ein Schattendach. Mit Hacke und Eimer graben sie einen Brunnen. Mit Feuer und Axt fällen sie eisenharte Urwaldbäume von gewaltigem Durchmesser.

Solch ein Stamm wird dann über eine Grube gelegt und ein Mann unten und einer oben schneiden mit der Schrotsäge maßgerechte Bohlen, ohne sie vorher anzuzeichnen oder ein Mann allein sägt sie mit dem Fuchsschwanz (Bild 2). Besonders auffallend ist die Geschicklichkeit der Frauen, die in vielfältiger Weise in Erscheinung tritt: beim Spinnen, Färben, Weben und beim Töpfern.

Aus selbstgebauter Baumwolle spinnen die Frauen mit der Kunkel einen so feinen und festen Faden, daß uns deutsche Fachleute nicht glauben wollten, daß er handgesponnen sei. Mit Farbextrakten aus Pflanzen, Blättern und Wurzeln färben sie diesen Faden und festigen die Farblösung auf der Faser mit Pottaschelösung, die sie aus Holzkohlenasche gewinnen.

Diese Fäden werden dann auf einem selbstgefertigten Webstuhl von nur 12 cm Breite zu Bändern verwoben, die auf einfachen Handkurbelnähmaschinen zu bunten Tüchern zusammengenäht werden. So entsteht das Nationalgewand,



Bild 1: Backsteinbrennofen, der mit Kokosschalen und Holz befeuert wird



Bild 4: Töpfern nach der Wulsttechnik



Bild 2: Mit dem Fuchsschwanz wird knochenhartes Teakholz gesägt

das Panje, das von den Männern als Toga, von den Frauen als Wickelrock und Schultertuch getragen wird.

Der Webstuhl ist ganz aus Holz und gesplissenem Bambus gefertigt, ohne Verwendung von Metall. Er kann nur so breit sein, daß man das Schiffchen mit der Hand zwischen den Fadenketten durchführen kann, denn es ist kein Gestell vorhanden, auf dessen Schiene ein Schiffchen über eine größere Breite hindurchgeschossen werden könnte (Bild 3). Aus dem Lehm, der sich überall findet, formen die Frauen Töpfe verschiedenster Größe nach der sogenannten Wulsttechnik. Der Lehm wird zu Würsten zusammengedreht, die aufeinandergelegt und glatt verstrichen werden. So stellen die Frauen ohne Töpferscheibe kreisrunde Gefäße mit gleichbleibender Wandstärke her (Bild 4 und 5).



Bild 3: Bandwebstuhl aus Bambus und Bastfasern

Vom Zeitgefühl der Afrikaner

Wagen wir uns an die nächste Klischeevorstellung: „die Afrikaner haben kein Zeitgefühl“.

Hierzu ein Beispiel aus der Praxis beim Aufbau des Entwicklungsprojektes der Dorfgenossenschaft:

Meine Mitarbeiter sind verzweifelt: „Jetzt ist es bereits Viertel nach 7 Uhr und erst die Hälfte der Genossen ist zur Arbeit erschienen!“ Ich stelle die Gegenfrage: „Und wann kam die erste Hälfte?“ und bekomme die Antwort: „schon ab halb Sieben“. Und ich muß wieder fragen „Und wann war es sieben Uhr?“ Es gibt doch keine Dorfuhr. Nur die Kirchenglocke bimmelt gegen 6 Uhr zur Frühandacht. Der Arbeitsbeginn ist also dem schwankenden Zeitgefühl des einzelnen überlassen.

Erinnern wir uns doch an die Zeit unserer Großväter auf dem Lande. Da wurde die Konfirmationsuhr auch nur an Sonntagen getragen. Werktags richtete man sich nach der Kirchenglocke — und da kam es auf eine Viertelstunde früher oder später auch nicht an. Der teuflische Zwang, daß wir auf die Minute pünktlich unsere Bahn bekommen müssen, um rechtzeitig im Geschäft zu sein, ist doch eine Erfindung der arbeitsteiligen Wirtschaft in der Industriegesellschaft der Stadt.

Suchen wir nach einer Erklärung für die „Unpünktlichkeit“ der Afrikaner: woher soll er ein Zeitgefühl bekommen, wenn ihm die Natur kein Vorbild bietet? Togo liegt fast am Äquator und da gibt es keine eigentlichen Jahreszeiten. Der Unterschied zwischen Regenzeit und Trockenzeit ist für das Zeitgefühl längst nicht so einschneidend, wie der Unterschied zwischen Sommer und Winter bei uns. Es bleibt das ganze Jahr über immer etwas grün, blüht oder trägt Frucht.

Und wie es für den Afrikaner kein jahreszeitliches Bewußtsein gibt, so fehlt ihm auch das Zeitgefühl des Tages. Denn es gibt keine Tag-Nacht-Verschiebung. Um 6 Uhr wird es hell, um 18 Uhr dunkel, jahraus, jahrein. Braucht man also eine Uhr?

Abgesehen vielleicht von der Aussaat nach dem ersten Regen gibt es auch keine landwirtschaftlichen Arbeiten, die unbedingt „heute“ getan werden müssen. Darum wundert es uns immer wieder, daß das ganze Dorf zusammenläuft, wenn



Bild 5: Fertig gebrannte, feuerfeste Töpfe, zum Verkauf ausgestellt

wir kommen und daß die Leute immer Zeit haben zu einem Schwatz. Die Arbeit läuft nicht weg, sie kann ebensogut morgen wie heute getan werden und man denkt an Mark Twain: „Verschiebe nichts auf morgen, was Du übermorgen auch noch tun kannst.“

Die Afrikaner kennen auch keine geregelten Essens- und Schlafenszeiten. Wenn man hungrig ist, sucht man sich was zu essen. Ein Maniokknollen ist rasch geröstet und Orangen und Bananen gibt es überall.

Wenn man müde ist, legt man sich in den Schatten und schläft eine Weile. Der Afrikaner kann zu jeder Zeit und in jeder Lage schlafen, vollkommen gelöst, wie es bei uns nur noch die Kleinkinder können.

Das mangelnde Zeitgefühl fängt schon beim Kleinstkind an. Wenn es schreit, wird es angelegt — und wenn es auf dem Markt oder während des Gottesdienstes ist. Unsere Babies lernen schon in den ersten Lebenswochen, wie lange 4 Stunden sind, die Spanne zwischen den Stillzeiten.

Mangelndes historisches Denken

Wir gewinnen daraus noch eine andere Erkenntnis: Wem die Zeit so wenig bedeutet, wie dem Afrikaner, der entwickelt auch kein historisches Gedächtnis.

Es gibt kaum „Geschichte“ im engeren Sinne des geschichtlichen Bewußtseins. Was man kennt, ist die Geschichte der einzelnen Stämme und Sippen.

Und weil es auch keine geschichtlich erfaßbare Kulturentwicklung in dem fast ausschließlich landwirtschaftlich genutzten Gebiet gab, haben die Menschen kein entsprechendes Vorstellungsvermögen.

So ist es auch fast unmöglich, den Afrikanern begreiflich zu machen, daß wir unseren heutigen Lebensstandard durch Fleiß und Mühe im Laufe von Generationen erworben haben und daß uns auch für dieses väterliche Erbe täglich neu gilt: „Erwirb es, um es zu besitzen.“

Sie lachen nur ungläubig, wenn wir ihnen erzählen, daß unsere Väter noch mit der Petroleumlaterne in den Stall gingen, das Wasser am Brunnen holten und daß wir als Kinder im Schlafzimmer nur Kerzenlicht kannten. „Nein, ihr habt immer nur auf einen Knopf gedrückt und dann wurde es hell, oder einen Hahn gedreht und da kam Wasser!“

Planung und Vorsorge

Mit dem Mangel an Zeitgefühl — und wir haben ja gesehen, daß er naturbedingt ist — hängt auch das mangelnde Gefühl für Planung und Vorsorge zusammen. Wir beklagen uns darüber, daß es unseren Afrikanern so gar nicht liegt, etwas zu planen und für etwas vorzusorgen. Wir wollen versuchen, über die Feststellung, daß das so ist, hinwegzukommen und nach den Gründen zu suchen:

Zunächst: Afrika hungert nicht wie etwa Indien. Eine gütige Natur läßt immer irgend etwas Eßbares wachsen, das ganze Jahr hindurch.

Ein Beispiel hierfür: In Nuatja, unserem zweiten Dorf, wachsen die schönsten Ananas in Hülle und Fülle. Zur Erntezeit kosten sie auf dem Dorfmarkt 20 Pfennige das Stück. Lagerfähig sind die Früchte nicht. Wenn die Ernte vorbei ist, gibt es keine Ananas mehr.

Wir schlagen den Frauen vor, daß wir eine kleine Einrichtung mitbringen, um Ananas für den Hausbedarf einmachen zu können. Für die industrielle Verwertung ist der Anfall zu gering und zu ungleich. Aber für den Eigenverbrauch würde es sich lohnen: „Dann könnt ihr das ganze Jahr über Ananas essen!“ — Erstaunte Gesichter: „Warum sollen wir denn das ganze Jahr über Ananas essen? Wenn es keine mehr gibt, dann reifen die Bananen, die Orangen, Mangos — es gibt doch immer Obst bei uns!“

Wie soll man also Planung und Vorsorge lernen, wenn sie von der Natur nicht erzwungen werden? In den gemäßigten Zonen müssen wir die Ernten des einen halben Jahres auf das andere, erntelose Halbjahr speichern und beim Verbrauch genau einteilen. In den Tropen, wo immer etwas Eßbares wächst, braucht man das nicht.

Anders wird es aber jetzt überall da, wo die technische Welt in tropischen Ländern Eingang findet. Denn ohne Planung kann man nicht industriell fertigen.

Änderungen im Arbeitsprogramm

Ebenso haben die Afrikaner oft Schwierigkeiten bei unvorhergesehenen Programmänderungen. Rasches Umdenken bei geplanten Vorhaben oder eine neue Arbeitsanordnung, die sich auf Grund von äußeren Einflüssen ergeben, müssen sie noch lernen.

So wurde zum Beispiel abends eine Arbeit für den anderen Tag festgesetzt. Sie konnte aber der Witterung wegen nicht durchgeführt werden. Der „weiße Mann“ hatte dann oft nicht die Geduld, alles nochmals mit dem Geschäftsführer zu besprechen und ihn selber die neuen Anordnungen geben zu lassen, sondern er griff ein und bestimmte von sich aus, was nun zu machen sei — mit dem Ergebnis, daß der afrikanische Geschäftsführer seinen Leuten gegenüber „das Gesicht verlor“, eine für einen auf sein Prestige bedachten Afrikaner sehr peinliche Angelegenheit.

Ein solches Eingreifen von der weißen Seite aus mag zwar sachlich richtig, mitunter sogar notwendig sein, aber menschlich ist es falsch. So hart es klingen mag: lieber einen Tag Arbeit verlieren, als die menschlichen Bindungen und die Gefühle des Afrikaners zu verletzen.

Wie oft rufen wir entmutigt aus „sie haben's immer noch nicht begriffen, daß wir nicht Unternehmer sind, sondern nur helfende Fachleute und daß es ihre eigene Genossenschaft ist, die sie selbst leiten und verwalten müssen“.

Wir haben uns solche Aussprüche abgewöhnt, denn richtiger muß es heißen: wir haben wieder einmal einen Fehler gemacht und etwas an Kenntnissen und Einsichten vorausgesetzt, was nach so kurzer Zeit eben noch nicht verlangt werden kann.

Wir müssen noch mehr Geduld aufbringen und immer wieder lehren und erklären. Vor allem müssen wir uns davor hüten, nun einfach die Leitung selbst in die Hand zu nehmen und anzuordnen, was gemacht werden soll. Es sollte uns gelingen die Afrikaner dahin zu führen, daß sie selbst ihre Entscheidungen treffen, daß sie planen und vorausschauen lernen und daß sie sich über Kosten und Ertrag jeder Arbeit klar werden.

Aber gerade diese erzieherische Aufgabe und die mitmenschliche Verbundenheit sind das Reizvolle und Befriedigende an unserer Arbeit. Wenn auch immer wieder sachliche Schwierigkeiten ausgeräumt werden mußten, so hat es doch nie menschliche Spannungen gegeben, welche die gegenseitige Achtung in Frage gestellt hätten.

Unternehmungsgeist

Mit diesem mangelnden Gefühl für Voraussicht hängt nun aber eng zusammen der uns oft unverständliche Mangel an unternehmerischem Geist.

Wir beklagen uns darüber, daß die Afrikaner keinen industriellen Unternehmungsgeist haben. Aber wo sollte er auch herkommen? Die Kolonialmächte wollten die Afrikaner gar nicht dazu erziehen. Sie brauchten billige Arbeitskräfte zur Erzeugung von „Kolonialwaren“. Eine Industrie gab es nicht und sollte es auch gar nicht geben, denn die Kolonien sollten solche Erzeugnisse ja vom Mutterland kaufen. Der Handel indessen lag in den Händen der Haussa aus dem Norden oder eingewanderte Libanesen.

Denken wir an unsere eigene Entwicklung, so entdecken wir, daß doch ein Großteil der Firmen, die heute Weltruf haben, vom „Großvater Handwerksmeister“ stammt. Das Bild des handwerklichen Firmengründers hängt oft heute noch im großen Sitzungssaal der Weltunternehmen. Der Großvater war der Mann, der es wagte, nicht nur auf feste Bestellung zu arbeiten, sondern auf Vorrat, in der Hoffnung, daß gute Ware ihren Käufer findet. Jetzt konnte er größere Serien auflegen, zur Arbeitsteilung und zum Vorrichtungsbau übergehen und seine Rohstoffe in größeren Mengen und zu gün-

stigem Preis einkaufen Das aber erforderte Initiative, Wagemut und Sparsamkeit.

Das alles ist in Afrika nicht vorhanden. Da ist kein Handwerkerwissen, das sich vom Vater auf den Sohn vererbt, und bei einer noch weitgehend geldlosen Wirtschaft gibt es auch keine Spartätigkeit für ein Betriebskapital. Bei jedem Auftrag an einen afrikanischen Handwerker wird zunächst ein Vorschub für die Beschaffung des Werkstoffes verlangt.

Termine

Natürlich ergeben sich oft auch Schwierigkeiten, weil dem Afrikaner das Gefühl für das fehlt, was wir mit den uns so geläufigen Begriffen „termingerecht“ und „vorrangig“ bezeichnen.

Auch hierfür wieder ein Beispiel: der Geschäftsführer der Genossenschaft soll von der Schreinerei einen Schreibtisch gemacht bekommen. Der Architekt am Krankenhausbau der Mission drängt auf die Fertigstellung von Türen und Fenstern, weil er sonst nicht weiterbauen kann. Der „Weiße“ kennt die Begriffe „termingerecht“ und „vorrangig“. Also ordnet er an, daß der Schreiner zuerst die Fenster und Türen macht. Er hat aber nicht die Geduld, dies mit dem Geschäftsführer durchzusprechen, ihm zu erklären, warum dies wichtiger ist als sein Schreibtisch, und ihn die neue Anweisung geben zu lassen. Es gibt also Mißstimmung.

Wir erkennen daraus für uns: Noch mehr Geduld, noch mehr Überzeugungskraft, noch mehr Hingabe an die Aufgabe und noch mehr Liebe gegenüber den Afrikanern.

Wir wollen ihnen doch helfen, ihre Genossenschaft aufzubauen und wir dürfen sie auf keinen Fall zu etwas zwingen, dessen Notwendigkeit sie nicht einsehen. Wir sind Berater, Helfer, Freund, jedoch nie Vorgesetzter oder Schulmeister!

Geld und Kapital

Wo nicht geplant wird und wo bis jetzt noch keine Unternehmerinitiative entwickelt zu werden braucht, hat man auch eine andere Einstellung zum Geld.

„Es ist eben kein Geld im Lande“ — hört man oft. Aber warum? Mit dem Kleinhandel befassen sich doch Tausende von Frauen!

Könnte man zusammenzählen, was diese vielen Wiederverkäuferinnen auf allen Märkten und an jeder Straßenecke in Bargeld mit sich herumtragen, so gäbe das eine schöne Summe Geldes — aber eben nur Geld und kein Kapital.

Wie aber wird aus Geld Kapital, das Anlage sucht? Der Bankmann sagt: durch Sparen. Warum spart aber kein Afrikaner?

Ich befragte einmal eine der afrikanischen Großeinkäuferinnen in der Hafencity. Das sind Damen der gehobenen Gesellschaftsschicht, die im schwarzen Mercedes mit Fahrer vorfahren und ganze Schiffsladungen ausländischer Waren kaufen. Ich wollte wissen, ob sie sich nicht an einer der neuen Industrien beteiligen wolle. 6 % Zinsen nach 3 Jahren des Anlaufes sei doch keine schlechte Kapitalanlage. Sie hatte nur einen mitleidigen Blick für mich und erklärte mir: „Sehen Sie, ich schlage mein Geld monatlich einmal um. Mit nur 1 % Gewinnspanne, aber nur gegen Barzahlung, also ohne jedes Risiko. Und 12 mal 1 % macht 12 % im Jahr. Und nun schlagen Sie mir eine Verzinsung von 6 % nach 3 Jahren und mit großem Risiko vor?“

Wenn die Frauen ihr Geld nicht in Kapital verwandeln wollen, warum sparen dann die Männer nichts von ihrem Einkommen?

Für den größten Teil des Volkes, der noch ganz in der Naturalwirtschaft lebt, ist der Bargeldumlauf sehr klein, da kann nichts gespart werden.

Arbeiter im europäischen Sinne gibt es noch kaum, da die Industrie erst in den Anfängen steckt. Die Beamten und Angestellten — meist im Staatsdienst (15 000 Personen) — und die Soldaten (1 200 Mann) geben ihr Geld meist sofort aus. Sie geben es häufig für Dinge aus, die das Prestige heben,

für eine Armbanduhr, einen Kofferradio, einen Fotoapparat, einen auffallenden Ring oder eine grellbunte Krawatte.

Ich fragte Afrikaner, die als Fahrer oder Hausangestellte in der Stadt etwa 100 bis 150 Mark im Monat verdienen, wieviel sie von ihrem Verdienst ihrer Frau abgeben. Erstaunte Gesichter. „Nichts, natürlich! Das ist doch mein Geld, das ich verdient habe!“ Ja, und wovon leben Frau und Kinder? „Nun, ich gab meiner Frau einmal 100 Mark und damit macht sie Kleinhandel und mit dem Verdienst ernährt sie sich und die Kinder.“ Und gibt sie von ihrem Verdienst Ihnen etwas ab? „Nein, natürlich ebensowenig. Denn das hat sie ja verdient.“ Und wenn Sie zu Hause etwas zu essen haben wollen? „Dann muß ich es bezahlen. Nur, wenn eines der Kinder krank wird, oder Schulbücher braucht, dann fühle ich mich verpflichtet, für die Kosten aufzukommen.“

Erwerbsstreben in unserem Sinne, Anlegen von Betriebskapital für die handwerkliche Arbeit oder die bäuerliche Wirtschaft, oder von Sparkapital für den Lebensabend sind vollkommen unbekannt.

Diese gänzlich andere Einstellung zu Geld und Kapital müssen wir berücksichtigen, wenn wir nicht immer wieder mit unseren Vorstellungen mißverstanden werden wollen.

Größenordnungen

Noch eine andere Eigenschaft der Afrikaner fällt uns auf: sie haben kein rechtes Verhältnis zu bestimmten Größenordnungen wie sie zum Beispiel bei der Großerzeugung und beim Großabsatz auftreten.

Vielleicht muß man besser sagen: kein Gefühl für Größenordnungen, die wir einführen und die sie mit ihren bisherigen Vorstellungen aber noch nicht vereinbaren können. Die Afrikaner sind Kleinbauern und kennen nur ihre kleinen Feldstücke, auf denen sie mehrere Früchte durcheinander anbauen. Nun bauten wir auf Genossenschaftsland 4 ha Mais auf einem Schlag. Damit war eine Größenordnung gegeben, die bisher in ihrer Vorstellungswelt noch nicht vorgekommen war. Sie konnten nicht überblicken: wieviel Zeit braucht man, um 4 ha Mais zu pflanzen, zu pflegen und zu ernten? Wie groß ist die Erntemenge? Wie muß gelagert werden? Wie und wo kann man sie absetzen? Wieviel Saatgut muß man zurückbehalten?

Aber auch für uns ergaben sich Überraschungen. Mais ist in Togo eines der Hauptnahrungsmittel und wird im ganzen Land auf jedem Markt in kleinen und kleinsten Mengen gehandelt. Da in Afrika die Waage noch wenig bekannt ist, wird alles nach Hohlmaß gehandelt, das heißt in größeren oder kleineren Kürbisschalen (Kalebassen). Als wir jedoch mit einem Lastwagen mit 7 Tonnen Mais ankamen, war hierfür zunächst kein Käufer vorhanden. Wir konnten je eine Tonne an die Gefängnisverwaltung und an zwei Schulen mit Internatsbetrieb verkaufen. Der Rest mußte kalebassenweise an eine große Zahl von Wiederverkäuferinnen abgegeben werden.

Inzwischen sind wir als „Großlieferanten“ bekannt geworden und diese Anfangsschwierigkeiten, die auch die Mitglieder der Genossenschaft selbst nicht erwartet hatten, sind überwunden. Man sieht aber, daß selbst bei einer landesüblichen Handelsware der Absatz von ungewohnt großen Mengen zunächst Schwierigkeiten macht.

Aber über solche Erfahrungen soll man sich nicht allzusehr wundern und etwa glauben, daß man sie nur in Afrika machen kann. Unsere landwirtschaftlichen Berater erzählen uns ja auch, welche Schwierigkeiten sie bei uns in Deutschland hatten, als durch die Grundstückszusammenlegung in der Flurbereinigung ganz andere Feldstücke entstanden. Bisher wußte der Bauer ganz genau, wie lange er zum Beispiel auf den „Honigäckern“ pflügt, wieviel Saatgut er braucht und wieviele Fuhren Ernte er einfährt. Nun mußte er sich an neue Schlaggrößen gewöhnen, er mußte in Doppelzentnern je Hektar den Saatgut- und Düngerbedarf errechnen und Aufwand und Ertrag in Mark bestimmen. Diese Umstellung hat auch bei uns in Deutschland fast eine Generation gedauert.

Maßeinheiten

In diese Betrachtung möge noch ein Kapitel über die Maßeinheiten in Afrika eingefügt werden.

Für den Afrikaner gilt: Messen — nicht wiegen!

Auf den Reisen im Lande fiel uns auf, daß es auf den kleinen Märkten überall im Busch, wie schon erwähnt, keine Waage gibt. Mais und Reis werden in Kalebassen verkauft, Würfelzucker in abgezählten kleinen Häufchen, Erdnüsse in alten Dosen von Kondensmilch. Der Preis bleibt immer gleich. Auf die Frage „Aber der Einkaufspreis schwankt doch“ erhält man die Antwort „Die Größe der Kalebasse auch!“

Von den anfänglichen Verkaufsschwierigkeiten unseres Genossenschaftsmaises sprachen wir schon. Aber auch als wir Abnehmerinnen für ganze Säcke fanden, ergab sich eine neue Überraschung. Die Frauen beanstandeten, daß unsere Säcke nicht voll seien. Wir erklärten, daß wir sie gewogen hätten und daß sie genau 100 kg enthielten. Was 100 kg sind, sagte ihnen nichts. Der Sack müsse voll sein und dann koste er eben so und so viel.

Wir haben dann „ihre“ Säcke nachgewogen. Sie enthielten bis zu 135 kg! Da war unser Preis für einen Sack, der nicht voll war, natürlich zu hoch. Wir sind dann aber doch handelseinig geworden, denn sie anerkannten die bessere Qualität unseres richtig gelagerten und insktenfreien Maises.

Auch diese Feststellung ist kein Grund zur Verwunderung. Wie lange ist es her, daß bei uns nach Malter, Metze und Scheffel, nach Quentchen und Lot gerechnet wurde. Das heute noch gebräuchliche amerikanische „bushel“ ist ja auch ein Hohlmaß und kein Gewichtsmaß! Messen ist eben anschaulicher und in kleinen Mengen auch einfacher, als wiegen. Wieviele Kochrezepte fangen an mit: man nehme 6 Eßlöffel Mehl und eine Tasse Milch!

Gruppendisziplin und Sippendenken

Auch im Bereich der Gruppenarbeit haben wir eine Erkenntnis gewonnen:

Wenn in Europa eine Gruppe von Menschen zusammenarbeitet, so hält sie eine gewisse Selbstdisziplin ein, das heißt die Fleißigen sorgen dafür, daß die Faulenzer hinausgedrängt werden. Nicht so in Afrika. Bei der großen Arbeitslosigkeit ist aus Gründen des Familienzusammenhaltes jeder, der eine Anstellung gefunden hat, verpflichtet, möglichst viele von seinen Familienangehörigen nachzuziehen, gleichgültig, ob sie etwas leisten oder nicht. Es ist uns bisher noch nicht gelungen, einen Beschluß des Verwaltungsrates herbeizuführen, nach dem ein untüchtiges Genossenschaftsmitglied ausgestoßen werden soll. Man muß also neue Wege suchen.

Arbeit ist Freude

Die Afrikaner haben auch eine ganz andere Einstellung zur Arbeit als wir. Sie empfinden Arbeit als Freude — nicht als „Fluch des verlorenen Paradieses“.

Zwei Beispiele mögen dies zeigen:

Auf einem kleinen Markt irgendwo tief im Busch komme ich mit einer der Frauen ins Gespräch. Sie war auf eine Missionsschule gegangen und sprach gut französisch. Was sie nun so an einem Tag verdiene, wollte ich wissen. Antwort: 10 Franken. Ich rechne um: das sind 16 Pfennige und dazu ist die Frau 2 Stunden zu Fuß hergekommen, sitzt 8 Stunden auf dem Markt und geht wieder 2 Stunden zurück. — Sie muß mein erstauntes Gesicht gesehen haben, denn sie fügte hinzu: „Sehen Sie, es geht gar nicht um den Verdienst allein. Mein Mann hat drei Frauen. Eine macht die Feldarbeit, eine versorgt Haus und Hof und paßt auf die Kinder auf und die dritte darf im Wechsel auf den Markt gehen. Ich habe heute früh einen Spaziergang gemacht, ich habe mit meinen Gvatterinnen den ganzen Tag geschwätzt, ich konnte mein jüngstes Kind auf dem Rücken mitnehmen — und zu all dem Spaß bringe ich heute abend meinen anderen Kindern noch einen kleinen Laib Weißbrot mit. Ja, wollen Sie denn

mehr?“ — Nun, ich wußte, was ich mehr wollte, ja, daß wir Europäer überhaupt immer noch mehr wollen und nie zu solch schlichter Zufriedenheit gelangen — und ich fühlte mich beschämt.

In einem Zusatzprojekt zum Dorfplan sollten 15 Zisternen gebaut werden, um die Trinkwasserversorgung in dem Trockengebiet um Dorf II (Nuatja) zu verbessern. Deutschland lieferte die Stahlkonstruktion und die Dachdeckung für Hallen von 15 mal 30 m und überließ es den Dorfgemeinden, ob sie diese Hallen als Schule, Kirche oder Markthalle verwenden wollten. Jede Halle bekam eine Regenwasserzisterne, für die von Deutschland der Zement und der Baustahl geliefert wurden. Die Arbeiten sollten die Afrikaner unter unserer Leitung ausführen.

Wir wollten zeigen, wie man das während der kurzen heftigen Regenzeit auf die Dächer herunterprasselnde Wasser auffängt und in der Zisternengrube speichert, um in der Trockenzeit einwandfreies Trinkwasser, besonders für die Schulkinder ausgeben zu können.

Je Hallendach waren 16 Löcher für die Fundamente der Stützpfeiler auszuheben. Nach deutschem Muster stellte der Bauführer je zwei Mann mit Pickel, Schaufel und Eimer an ein Loch. Vier solcher Gruppen wurden eingesetzt. Das klappte aber nicht. Die Leute waren unlustig bei der Arbeit und es ging nicht voran.

Nun ließ sie der Bauführer nach „ihrer Façon selig“ werden. Und was machten sie? Zwei Mann arbeiteten an einem Loch, alle anderen standen um sie herum und feuerten sie mit lautem Tamtam und Zuruf an. Die Leistung war erstaunlich. Jede Gruppe wetteiferte mit der anderen, in wie kurzer Zeit sie „ihr Loch“ fertig hatte.

Die Erkenntnis daraus war für uns sofort klar: Zusammenarbeit in der größeren Gruppe bewirkte Freude an der Arbeit und sportlichen Wettstreit und es gab frohe Gesichter und eine gute Leistung.

So taucht die Frage auf, ob es klug und berechtigt ist, hier unsere Verfahrensweisen der arbeitsteiligen Wirtschaft einzuführen, oder ob es nicht richtiger ist, uns der andersartigen Mentalität der Afrikaner anzupassen.

Wir kommen zu der Erkenntnis, daß es für den Afrikaner kein Gewinnstreben im europäischen Sinne gibt, sondern daß für ihn das Entscheidende die Freude an der Arbeit in der großen Gruppe ist. Er lebt in der ungeteilten, natürlichen Gemeinschaft mit den anderen in der Sippe, im Dorf und im Stamm. Der hochgezüchtete Leistungsarbeiter, womöglich Akkordarbeiter, oder der für sich allein arbeitende spezialisierte Facharbeiter widersprechen seinem Wesen.

Sollen wir die afrikanische Arbeitsform ändern? Mit welcher Begründung? Mitunter beschleicht den Europäer das Gefühl, ob nicht vielleicht „die Anderen“ Recht haben mit ihrer Einstellung zur Arbeit und mit ihrer Vorstellung von Glück?

Unter europäischen Lebensformen und Klimabedingungen stellt sich das Problem jedoch anders. Wir müssen täglich arbeiten, um essen, wohnen, heizen und uns kleiden zu können. In Afrika liefert eine gütige Natur und eine warme Sonne all das mit einem Geringstmaß an Arbeit. Warum also mehr arbeiten, als unbedingt nötig ist? Man kann immer seine Ansprüche an das Leben anpassen und notfalls herabschrauben, ehe man sich entschließt, mehr zu arbeiten. Aber mit dieser Einstellung läßt sich nur leben, solange man nicht mehr will und solange man mit der bisherigen Lebenshaltung zufrieden ist.

Das genannte „Herabschrauben der Lebensansprüche“ hat aber auch von anderer Seite her bald seine Grenze. Heute wollen auch die Afrikaner „mehr“! Sie haben von den Annehmlichkeiten des Wirtschaftswunders gehört und ihre Begehrlichkeit ist dadurch angestachelt worden. Sie wollen an den Segnungen des modernen technischen Zeitalters teilnehmen. Aber das geht nur, wenn sie mehr arbeiten und zwar sinnvoll arbeiten, das heißt je Arbeitskraft und Zeitaufwand mehr erzeugen. Das jedoch haben sie vorläufig noch kaum eingesehen. Wenn sie von unserer hochentwickelten Lebensführung hören — und die modernen Kommuni-

kationsmittel, Zeitung, Rundfunk und Kino tragen die Kunde davon bis ins kleinste Dorf — dann vermögen sie nicht zu erkennen, mit wieviel Mühe, Arbeit und Entbehrung dies von Generationen erkämpft und erkaufte worden ist.

Immer wieder fällt uns auf, daß der Afrikaner die Schreibtischarbeit überschätzt und die Handarbeit verachtet.

Wir sind immer wieder enttäuscht, daß so viele Ausländer, die bei uns in Deutschland gelernt haben, nach ihrer Rückkehr in die Heimat das Erlernte gar nicht in ihrem Beruf anwenden wollen, sondern an die Schreibtische in der Hauptstadt drängen. Das hängt eben damit zusammen, daß die schreibende Tätigkeit viel mehr Sozialprestige einbringt und natürlich auch besser bezahlt ist als die Handarbeit.

Falsches Leitbild

Sind an diesem falschen Leitbild aber nicht auch die Kolonialherren schuld? Wo hat der Afrikaner draußen je einen mit der Hand arbeitenden Europäer gesehen? So hält er die Handarbeit für minderwertig und sucht es dem Weißen gleichzutun. Wir haben uns überlegt, was getan werden kann, um der Handarbeit des Fachmannes auch in diesen Ländern die gleiche Achtung zu verschaffen, wie sie es bei uns genießt.

Wir sprachen mit vielen Afrikanern, die aus Europa zurückkehrten, über diese Frage. Sie meinten: „Wenn wir hier ebenso mit der Hand arbeiten, wie wir es in Deutschland gelernt haben, dann genießen wir unter unseren Landsleuten keine Achtung, denn es herrscht bei uns noch die irriige Meinung, daß ein wirklich tüchtiger Mann nicht hart arbeiten muß.“ Und als wir wissen wollten, was geschehen könne, um diese Meinung zu ändern, hörten wir von einem jungen, klugen Afrikaner: „Geben Sie uns zum Abschluß unserer Lehrzeit bei Euch außer einem Gesellenbrief noch irgend eine Ausrüstung für unseren Beruf mit, sagen wir ein besonderes Meßgerät, etwa ein Dieselpumpenprüfgerät oder ein gutes Spezialwerkzeug, also irgend etwas, das die Anderen nicht besitzen und wir können es uns „leisten“, mit der Hand zu arbeiten, wie wir es bei Euch gelernt haben.“ Eine Anregung, die des Nachdenkens wert ist.

Von der „Dankbarkeit“

Allzuleicht übertragen wir unsere Umgangsformen, die wir für allgemeingültig halten, auch auf Afrika und sind dann überrascht, wenn sie nicht passen.

So kennen die Afrikaner zum Beispiel eine andere Art der Dankbarkeit.

Häufig hört man die Ansicht: „Die Afrikaner können nicht Dankeschön sagen.“ Das stimmt nicht. Sie tun es nur in einer ganz anderen Form als wir. Ein afrikanisches Sprichwort sagt: „Wer hat, der gibt. Wer nicht hat, der nimmt.“ Dankbarkeit wird also weder erwartet, noch gegeben. Und doch äußert sich eine Dankbarkeit, jedoch nicht in Worten. Hierzu drei kleine Beispiele:

In unserem kleinen Expertenhotel gibt es um 8 Uhr das Frühstück. Ich melde mich abends in der Küche ab, da ich am anderen Morgen um 7 Uhr wegfahre. — Um 1/2 7 steht der Boy lächelnd vor der Tür: „Frühstück fertig!“

Ich lasse mich von meinem Fahrer um 6 Uhr früh zum Zug bringen und sage ihm, daß ich abends erst spät mit dem Gegenzug zurückkomme und mir eine Taxe nehmen werde. — Mein Zug kommt mit zwei Stunden Verspätung gegen 23 Uhr an. Mein Fahrer steht lächelnd da, um mich und mein Gepäck nach Hause zu bringen.

Eine deutsche Expertin mußte einige Tage im Hotel das Bett hüten. Ich finde spät abends unseren Nachtwächter, den man sonst weder tags noch nachts sieht, auf seiner Schlafmatte vor ihrer Tür liegen. Auf meine erstaunte Frage meint er etwas verlegen: „Vielleicht braucht die Madame etwas.“

So äußert sich afrikanische Dankbarkeit. Man muß nur ein Gefühl dafür haben, um sie zu erkennen.

Prof. Kloth gestorben

Am 11. September 1967 starb nach kurzem Kranklager im 76. Lebensjahr Prof. Dr.-Ing. Dr.-agr.h.c. WILLI KLOTH. Ein Mehrer der Wissenschaften, ein Förderer der Landtechnik, ein Anreger konstruktiven Gestaltens in der Industrie ist mit Prof. KLOTH von uns gegangen. Seit Jahrzehnten schauten die Landmaschineningenieure zu ihm auf, hörten seine Vorträge auf den von ihm begründeten Konstrukteurtagungen und lasen seine Veröffentlichungen, die als Frucht seiner Arbeit in erstaunlichem Umfang aus seiner Feder flossen. Zu dem großen Ansehen, das die deutsche landtechnische Forschung in der Welt genießt, hat er sehr entscheidend beigetragen.

Für die strebenden Menschen im landtechnischen Bereich ist ein großer Freund, ein wissenschaftliches Vorbild heimgegangen.

Wir werden das Wirken von Prof. KLOTH noch ausführlich würdigen.

Die Schriftleitung der
„Landtechnischen Forschung“

Familienbindungen

Wenn wir die Afrikaner verstehen wollen, müssen wir uns auch mit der besonderen Art ihrer Familienbindung beschäftigen, die so ganz anders ist, als bei uns.

Ich nehme hierzu ein Beispiel aus meiner Arbeit: Ich sage meinem Fahrer, er solle am Samstag früh ohne den Dienstwagen kommen und mir meinen Geländewagen waschen. Er ist auch pünktlich zur Stelle — und bringt einen jungen Mann mit, der den Wagen wäscht. Er selbst legt sich daneben in den Schatten. Das ging mir nun doch gegen den Strich und ich stellte ihn zur Rede, ob er schon zu fein geworden sei, um den Wagen selbst zu waschen! Da bekam ich folgende Erklärung: „Patron, das sehen Sie falsch. Ich bin doch Regierungsfahrer und bekomme ein gutes Monatsgehalt. Meine Familie beneidet mich darum. Nun habe ich auch noch das Glück, einen Europäer zu fahren und jedermann weiß, daß es nochmals eine Belohnung gibt. Wenn ich nun auch noch das zusätzliche Geld für das Wagenwaschen einstecken wollte, dann würde meine ganze Familie böse auf mich sein. Diesen Verdienst muß ich meinem Bruder zukommen lassen, der seit Monaten arbeitslos ist. Nun, wenn er schon das Geld bekommt, dann soll er auch was dafür tun!“

Diese starke afrikanische Familienbindung, die als eine Art Sozialversicherung ihren großen Wert hat — denn kein Familienmitglied wird jemals hungern oder in Not geraten — hat natürlich auch ihre Kehrseite. Wer bares Geld verdient, wird von der ganzen Familie angepumpt, sei es für ein Fest, für eine Totenklage, für Medikamente, Kleidung oder Schulbücher. Er ist der einzige, der Geld hat und von ihm wird es verlangt. Wir sagten es schon: „Wer hat, der gibt. Wer nicht hat, der nimmt!“

Religiöse Bindungen

Die Mentalität des Afrikaners ist vielfach nur aus seiner religiösen Vorstellungswelt zu verstehen. Soweit die Togoer nicht Christen oder Moslems sind, hängen sie dem Animismus an. Für sie ist die gesamte Natur beseelt. Der Geist der Ahnen kann in einem Baum, einem Stein oder einer Mauer wohnen. Alles ist beseelt — auch die Maschine! Diese Grundhaltung gibt ihm eine ganz andere Einstellung zur Welt, auch zur technischen Welt.

Von einem Schweizer, der viele Jahre in Afrika lebte, hörte ich folgende bezeichnende Geschichte: Sein Fahrer fährt täglich mit dem Motorboot auf die andere Seite des Sees, um Post zu holen. Eines Tages kommt er an: „Patron, er will nicht!“ — Wer will nicht? — „Der Motor.“ — Der Schweizer geht zum Ufer, entlüftet die Brennstoffleitung (was der Afrikaner schon oft selbst gemacht hatte) und der Motor springt an. Die Reaktion war nun nicht etwa „was bin ich dumm“ sondern schallendes Gelächter des Mannes: „Siehst Du, Patron“, sagte er, „bei mir wollte er nicht. Vor Dir hat er Angst, kaum kommst Du, schon läuft er!“

Hier nützt es nichts, zu sagen „was sind die Kerle dumm!“ — Der Fehler liegt an unserer noch immer mangelhaften Kenntnis der afrikanischen Eigenart.

Wir müssen immer noch besser verstehen lernen, wie diese Menschen denken und aus welchen Gründen sie so handeln und uns bei all unserer Unterweisung darauf einstellen, auf ihre Wünsche eingehen und unsere Ziele und Planungen in die Vorstellungswelt des Afrikaners übersetzen.

Man mag sich wundern, daß ich immer wieder solche kleinen, scheinbar so unbedeutenden Erlebnisse einschalte. Aber wenn wir uns nicht die Mühe machen, die Lebensgewohnheiten und Lebensbedingungen der Afrikaner zu verstehen und wenn wir nicht darauf Rücksicht nehmen, soweit es die uns gestellte Aufgabe zuläßt, dann wird es uns nie gelingen, den menschlichen Kontakt zu bekommen, der notwendig ist, wenn wir sie bei der Entwicklung ihres Landes nach ihren Wünschen und Vorstellungen zu einem Erfolg führen wollen.

Schlußbemerkung

Wir haben versucht, an Hand unserer Erfahrungen im afrikanischen Busch zu schildern, in wievielen Punkten die Afrikaner anders sind als wir. Wir haben uns aber nicht mit der Feststellung allein begnügt, sondern die Hintergründe und die Ursachen zu erkennen versucht.

Die Afrikaner wollen und sollen keine Europäer werden. Wir sind aufgerufen, ihnen bei der Entwicklung ihrer Länder zu helfen, aber sie dabei nicht in unsere Lebensform hineinzuführen, sondern in eine neue, noch keineswegs klar herausgearbeitete Form, die den afrikanischen Umweltbedingungen angepaßt ist.

Die Erkenntnis der anderen Lebensweise der Afrikaner soll uns vor Überheblichkeit und Besserwisserie bewahren. Lernen wir den Afrikaner in seiner Wesensart achten und vergessen wir nie, daß er trotz aller Unterschiede unser Menschenbruder ist.

Bemühen wir uns, daß es bei unserer Entwicklungsarbeit keinen Widerspruch zwischen der „Gruppe der Europäer“ und der „Gruppe der Afrikaner“ geben darf, sondern suchen wir nach einer Synthese zwischen den beiden Gruppen. Daß diese möglich ist, sehen wir auf dem Gebiet der christlichen Gruppen. Hier gehören Schwarz und Weiß zur „Gruppe der Christen“ gegenüber der „Gruppe der Andersgläubigen“.

Wir müssen erreichen, daß uns die Afrikaner in ihre „Gruppe der sich Entwickelnden“ aufnehmen, daß sie sich und uns als die „Gruppe der Fortschrittlichen“ fühlen gegenüber den Anderen, die die neue Zeit noch nicht verstanden haben. — Dazu werden von unserer Seite Kenntnisse, Fleiß und Ausdauer gefordert, aber auch liebevolles Eingehen auf die Anderen und unendlich viel Geduld.

Schrifttum:

- [1] WÜLKER, GABRIELE: Togo — Tradition und Entwicklung. Ernst Klett Verlag, Stuttgart. Wissenschaftl. Schriftenreihe des BWZ, Band 6, 1966
- [2] CORNEVIN, ROBERT: Histoire du Togo. Berger-Vertrault, Paris 1959
- [3] BERGNER, GERHARD: Heiden, Christen und Politiker. Christian Jensen Verlag, Breklum 1963. Tagebuch einer Missionsreise nach Westafrika
- [4] LEUBENBERGER, HANS: Die Stunde des Schwarzen Mannes. Biederstein Verlag, München 1960
- [5] MEURER, LEONHARD: Reife Hirse beugt das Haupt. Afrikanische Aphorismen. Econ Verlag, Düsseldorf 1963
- [6] BONN, GISELA: Afrika verläßt den Busch. Kontinent der Kontraste. Econ Verlag, Düsseldorf 1965
- [7] VON STACKELBERG: Alle Kreter lügen. Vorurteile über Menschen und Völker. Econ Verlag, Düsseldorf 1965

Résumé

Otto Schnellbach: "Problems of Education and Guidance of African People. A critical Study by an Agricultural Engineer in Service of the Development Help in Africa."

By our experience in the African bush we tried to describe in how many aspects African people are different from us. However, not this ascertainment alone was made but we tried to find out the cause and see the background.

The Africans do not want to and should not become Europeans. It is our task to help them developing their countries and not to guide them to our way of life but to a new way of life which is not yet clearly worked out but which suits the African milieu.

The knowledge of a different way of life of the African people is to save us from arrogance; we must learn to esteem the African's nature and we should not forget that in spite of all differences he is our brother.

We must endeavour to avoid any contradiction in our development work between the "group of Europeans" and the "group of Africans", but we must look for a synthesis between both these groups. The Christian groups show that this is possible: Black and white people belong to the "group of Christians" and opposite to them there are those who adhere to a different belief.

We must achieve that the Africans accept us in their "group of developing people" and that they and we belong to the "group of progressists" contrary to those who did not yet comprehend the new age. — This task demands from us knowledge, diligence and endurance, and furthermore loving understanding and untiring patience.

Otto Schnellbach: Les problèmes de la conduite des hommes en Afrique. Remarques critiques d'un ingénieur du machinisme agricole chargé d'une mission d'assistance dans un pays en développement.

En se référant à ses expériences dans la brousse africaine, l'auteur essaye de montrer les différences entre les africains et nous autres européens. Mais il ne se limite pas à ces constatations seules, mais essaye de mettre en lumière les raisons profondes de ces différences.

Les africains ne veulent pas et ne doivent pas devenir des européens. Nous sommes appelés à les aider dans le développement de leurs pays, mais ne devons pas les contraindre à accepter nos formes de vie, mais les introduire dans une nouvelle forme de vie adaptée aux conditions africaines et qui n'est pas encore nettement définie.

La reconnaissance de l'autre mode de vie des africains doit nous préserver d'arrogance et de présomption. Nous devons apprendre à respecter la façon d'être de l'africain et nous ne devons pas oublier qu'il est notre frère malgré toutes les différences profondes.

Nous devons nous efforcer dans notre mission d'assistance d'éviter qu'il ne se forme pas un abîme entre le groupe des européens et le groupe des africains, mais nous devons rechercher une synthèse entre ces deux groupes. Les groupes chrétiens nous apprennent qu'une telle synthèse est possible. Les noirs et les blancs chrétiens forment un seul groupe des chrétiens qui se distingue des groupes adhérant à une autre foi.

Nous devons obtenir que les africains nous acceptent dans leur groupe des pays en développement et qu'ils considèrent eux-mêmes et nous comme le groupe des pionniers par rapport aux autres qui n'ont pas encore compris qu'un nouveau monde ait commencé. Cela exige de nous des connaissances étendues, une application et une persévérance infatigables, une compréhension amicale des autres et une patience inouïe.

Otto Schnellbach: „Problemas de la dirección de personal en África, consideraciones críticas de un ingeniero de maquinaria agropecuaria al servicio de la ‚Ayuda al Desarrollo‘“

A base de nuestras experiencias en las selvas africanas, hemos intentado exponer en cuántos puntos son distintos los africanos a nosotros. Sin embargo, no nos hemos contentado con la mera determinación de tales puntos, sino que hemos intentado profundizar el fondo y los orígenes de tales diferencias.

Los africanos no quieren ser — y no deben ser — europeos. Nosotros hemos sido llamados a ayudarles en el desarrollo de sus respectivos países, bien que no para acomodarlos a nuestra forma de vivir, sino a una forma nueva, aún no definida claramente en modo alguno, forma esta acorde con las condiciones del medio ambiente africano.

El reconocer la forma muy otra de vivir de los africanos debe preservarnos de toda presunción y sabihondéz. Apre-

demos a respetar al africano con su mentalidad y no olvidemos que él, pese a todas las diferencias, es nuestro hermano.

Esforcémonos en que, en nuestro trabajo en pro del desarrollo, no haya ningún antagonismo entre el „grupo de los europeos“ y el „grupo de los africanos“, sino busquemos una síntesis entre ambos grupos. El que esto es posible lo vemos en el terreno de los grupos cristianos. En ellos negro y blanco están encuadrados en el „grupo de los cristianos“, en contraposición al „grupo de los heterodoxos“.

Nuestra misión ha de ser conseguir que los africanos nos admitan a nosotros en su „grupo de los que van en pos del desarrollo“, que ellos se sientan a sí mismos y nos sientan a nosotros también en el mismo „grupo de los progresistas“, en contraposición a los que todavía no han entendido la nueva época. Además, por nuestra parte son exigidos conocimientos, laboriosidad y perseverancia, pero también cariñosa acogida de los demás e infinita paciencia.

František Habarta:

Das seitliche Abgleiten landwirtschaftlicher Aggregate bei Arbeiten am Querhang

Forschungsinstitut für landwirtschaftliche Maschinen, Chodov bei Prag

I. Einleitung

Die Forderung der landwirtschaftlichen Praxis, daß ein Schlepper in Kombination mit einer Folgemaschine, im folgenden kurz als „Aggregat“ bezeichnet, an Querhängen bis etwa 20° bei unverminderter Qualität der Arbeit zuverlässig arbeiten und die Forderungen nach Sicherheit für den Schlepperfahrer vollkommen erfüllen muß, machen es nötig, folgende grundlegende Probleme im einzelnen darzulegen, deren Lösung notwendig ist:

- a) Die Sicherstellung der Stabilität (Kippgrenze) des landwirtschaftlichen Aggregats,
- b) das Verhindern des seitlichen Abgleitens des Aggregats bei Arbeiten am Hang,
- c) die Schaffung guter Bedingungen für die Funktion der Maschine auf verschiedenen geneigten Hängen, damit es nicht zu einer Verschlechterung der Qualität der Arbeit kommt.

Die Längs- und Querstabilität des Schleppers wird durch die Lage des Schwerpunktes bestimmt. Um eine möglichst tiefe Lage des Schwerpunktes bei genügender Bodenfreiheit des Schleppers zu erreichen, gibt es eine ganze Reihe von Lösungen, über die in Fachzeitschriften berichtet wurde. In letzter Zeit strebt man eine — wenigstens relativ — tiefere Lage des Schwerpunktes durch die Vergrößerung der Spurweite der Vorder- und Hinterräder auf etwa 1800 mm an, aber auch durch die Bereifung des Schleppers mit Luftreifen, die einen kleineren inneren Durchmesser haben, aber breiter sind, oder durch eine konstruktive Änderung der Vorderachse. Die Bodenfreiheit der für die Futterernte und die Wiesenpflege bestimmten Schlepper beträgt heute etwa 200 mm. Die bei der Bodenbearbeitung in Berggebieten gemachten Erfahrungen haben gezeigt, daß diese Bodenfreiheit des Schleppers ungenügend ist. Als minimale Bodenfreiheit des Schleppers zur Durchführung solcher Arbeiten ist ein Wert von 300 mm erforderlich, wobei die minimale Längs- und Querstabilität des Schleppers, also Überschlags- und Kippwinkel, bei dreifacher Sicherheit etwa 60° betragen sollte.

Es ist notwendig, dem Abgleiten des Aggregates am Hang eine ebenso große Aufmerksamkeit zu widmen, wie der Stabilität des Aggregates, wenn nicht sogar eine noch größere, denn das Abgleiten beeinflußt die Qualität der Arbeit und ist in der Regel die Ursache von Unfällen.

Das landwirtschaftliche Aggregat arbeitet am Hang in bestimmter, vorteilhafter Weise so lange, als keine Störung der vollkommenen Berührung der Luftreifen mit dem Boden eintritt. Eine solche Störung kann aber durch viele Faktoren hervorgerufen werden, zum Beispiel

- a) durch Vergrößerung des Arbeitswiderstandes, wobei es zu einer Erhöhung des Schlupfes der Treibräder kommt, dessen Folge wiederum ein erhöhtes Abgleiten des Schleppers ist,
- b) durch dynamische Wirkungen, die durch die Fahrt des Schleppers entlang der Schichtlinie auf unebenem Gelände hervorgerufen werden,
- c) durch die Arbeitsorgane der Maschine,
- d) durch den Zustand der Bodenoberfläche,
- e) durch die Bodenart.

II. Experimenteller Teil

Zur Lösung der Problematik des Abgleitens des landwirtschaftlichen Aggregates war es vor allem nötig, die Gewichtsverteilung auf die einzelnen Räder in Abhängigkeit von der unterschiedlichen Hangneigung zu kennen sowie die Seitenkräfte, die durch diese Gewichtsverteilung bestimmt werden.

Zum Versuch wurde ein Radschlepper Zetor 4017 benutzt. Sein Gesamtgewicht war $G = 2780 \text{ kg}$,
davon entfiel auf die Vorderachse . . . $G_v = 1125 \text{ kg}$,
auf die Hinterachse $G_h = 1655 \text{ kg}$.

Die Gewichtsverteilung und die Seitenkräfte des Schleppers sind aus Bild 1 und 2 ersichtlich.

Aus Bild 2 geht hervor, daß es sich um eine fast lineare Abhängigkeit handelt, und zwar bis zu einer Neigung des Hanges von 25°. Diese Kräfte wirken sich während der Fahrt sehr unangenehm aus, besonders auf weichem, schlüpfrigem Boden. Es war das Ziel der Untersuchung, vor allem den Zusammenhang zwischen dem auf einem Hang mit unterschiedlicher Neigung arbeitenden Aggregat, der Oberfläche und dem Zustand des Bodens zu ermitteln und dann eine Lösung zu finden, die Voraussetzungen zur Einschränkung des Abgleitens des Aggregates am Hang auf einen minimal zulässigen Wert zu schaffen.